In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 15. **Posen, den 18. Januar 1929.** **3. Jahrg.**

Zwei Saltzenbrod.

Roman von Karl Hans Strobl.

(13. Fortsetzung.)

„Ja!" versicherte Sabine eifrig, „ich hoffe es bestimmt; den alten Justus, den hätte mein Sohn vielleicht bloß ausgelacht und sich mit ihm in ein Gasthaus gesetzt, und ich hätte den Versuch auch gar nicht machen mögen, wenn Justus so wäre, wie er früher gewesen ist, da hätte sein Wort wenig Eindruck gemacht. Aber nun hat es Gewicht und Wirkung, da Justus als ein ganz anderer heimgekommen ist."

Rina empfand einen leichten Schlag gegen ihr Herz. Das, gerade das war es ja, weshalb sie Sabine aufgesucht hatte und hatte um Rat fragen wollen, das eben machte ihre Bedrängnis aus, daß Justus ein anderer war, ein ganz anderer.

13.

Justus hatte Lex eine Armbrust geschnitzt. Eine Dachschindel hatte Schaft und Schußrinne liefern müssen, ein mit der Laubsäge S-förmig geschnittenes Holz gab den Hahn ab, und eine Darmsaite schleuderte den Bolzen nach dem Ziel. Im ganzen Stamm der Schwarzfüße hatte keiner eine Waffe, die entfernt an diese heranreichte, selbst des Lehrersohnes Hopfenblatt Kapselpistole war nur ein kindisches Spielwerk gegen sie.

Als Rina heimkam, fand sie Vater und Sohn im Hof wetteifernd damit beschäftigt, nach einer Scheibe zu schießen, die, stattlich auf Pappendeckel gemalt, am Scheunentor hing.

Sie blieb stehen und sah dem Spiel von ferne zu, diesem innigen Einvernehmen zwischen Vater und Sohn, dieser aus einer seltenen Uebereinstimmung der Seelen erwachsenen Kameradschaft. Sie hätte sonst vielleicht an dem hübschen Bild Gefallen gefunden, heute aber war sie durch das, was sie von Sabine gehört hatte, so bedrückt, daß sie sich gar nicht ihres Kindes zu freuen wagte; sie hatte Angst davor, sich dies alles von irgendwelchen bösen Mächten als Ueberhebung und Schadenfreude angerechnet zu sehen und dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden. Wie sie so dastand und die beiden nebeneinander sah, konnte sie gar nicht anders, als sie wieder miteinander zu vergleichen, wie sie es heimlich schon oft getan hatte. Es war eine prächtige Gelegenheit dazu, sich unbeobachtet darüber klar zu werden, worin Vater und Sohn übereinstimmten und worin sie voneinander abwichen. Nein, man konnte, wenn man unbefangen war, eigentlich nicht viele Aehnlichkeiten herausfinden, in den Gesichtszügen war gewiß nichts, das auf Blutsverwandtschaft deutete. Wohl hatten sie beide eine zugreifende, sichere Art, die Dinge zu nehmen und sich zu geben, aber Lexens Gestalt war zierlicher, feiner und geschmeidiger als die Justus', der neben ihm derb, schwerknochig und wuchtig aussah, als bestände sein Leib aus ganz anderem, gröberem Baustoff. Daß Lex blond war, während Justus' Kopf und Soldatenschnurrbart ein nur wenig mit Grau untermischtes Braun zeigten, verschlug weiter nichts, denn dieses jugendliche Blond konnte sich später zu einem dunkleren Ton wandeln. Wenn Rina aber Justus neben das Erinnerungsbild hielt, das sie von ihm hatte, so kam ihr vor, als sei es nicht völlig durch den Gang der Jahre erklärlich, wie aus dem schmächtigen Gliederbau des Justus von einst diese gedrungene Kraft, diese Stämmigkeit der Beine und diese breite Wölbung der Brust habe herauswachsen, wie sich die leicht gebückte Haltung des jungen Mannes zu so gerader Straffheit des gereiften habe aufrichten können.

Der Knecht Rudolf ging vorüber, und sein mürrischer Gruß störte Rina in ihren Betrachtungen. Ein leichter Dunst von Fusel zog hinter ihm her und umwehte Rinas Nase. Sie schaute ihm nach, er sah vernachlässigt und ein wenig herabgesetzt aus. Seit sich Justus wieder daheim befand, hatte mit Rudolf eine Veränderung begonnen, die nicht zu seinem Vorteil war. Er hatte sich in einen Wirtshausläufer und Schürzenjäger gewandelt, es schien, als schleppten seine Beine eine Kettenkugel hinter sich her, seine Schultern wurden wie von einer schweren Last herabgedrückt. Rina glaubte zu erraten, welcher Kummer auf Rudolfs Seele lag, und so redete sie ihm das Wort, wenn sich Justus über seine träge und verdrossene Art beklagte und zu verstehen gab, daß man sich wohl bald nach einem anderen Knecht werde umsehen müssen. Was aber Rina in diesem Augenblick durch ihn bewußt wurde, das war der Gedanke, daß es doch wohl die Seele sei, von der alle Wandlungen des Körpers ausgingen, und daß eine klare Zielgewißheit den äußeren Menschen aufrichte, während ein Versinken ins Dunkle sich auch in Haltung und Ausdruck ausprägen müsse.

Justus hatte eben zum großen Jubel Lexens den Armbrustbolzen mitten ins Schwarze gejagt, als Rina die Hand auf seine Schulter legte.

„Ich habe mit dir zu sprechen," sagte sie.

Lex war ungehalten über die Unterbrechung, aber Justus meinte, es sei ohnehin schon zu dämmerig zur Fortsetzung des Schützenfestes, morgen nach Feierabend wollten sie das Schießen wieder aufnehmen, und dann wollten sie auch einmal wieder das Tomahawkwerfen nach dem Marterpfahl üben.

Als Rina die Lampe im Wohnzimmer entzündet hatte und Justus sie erwartungsvoll ansah, sagte sie: „Ich bin bei Sabine gewesen, sie ist sehr unglücklich über ihren Max."

Justus nickte: „Ja, ich habe gehört, er soll ein rechter Tagedieb geworden sein."

„Vielleicht ist es nicht ganz so arg, wie sie es sieht. Sie meint, daß er von vornherein irgendwie gezeichnet ist. Du erinnerst dich, was damals geschah, als du mit dem kleinen Mx und der Frau Kritschka zur Taufe gefahren bist?"

Justus besann sich eine Weile. Dann erwiderte er: „Ich weiß nicht, was du meinst."

Unter den Lampenschirm gebückt, sah Rina scharf ins Gesicht des Mannes, der ihr gegenüber saß: „Du erinnerst dich wirklich nicht?"

Wieder dachte Justus eine Weile angestrengt nach. Dann stand er auf, so daß sein Gesicht ins Dunkel des Zimmers kam: „Nein, ich kann mich augenblicklich nicht entsinnen, was da geschehen sein soll."

„Nun, eigentlich nichts Besonderes. Die Knollmeyers haben doch damals noch draußen in den Neuhäusern das kleine Wirtshaus gehabt, und wir haben mit dem Kind hierher zur Taufe fahren müssen — vielleicht erinnerst du dich jetzt schon?"

Justus hatte sich umgewandt und suchte auf dem Schrank nach Pfeife und Tabaksbeutel. „Nein, wenn ich dir sage," antwortete er und blies dann scharf ins Pfeifenrohr hinein, ob es auch genügend Luft habe.

„Ich erinnere mich noch sehr genau. Anfangs war ja alles in Ordnung, wir saßen zu dritt auf dem Wagen, und die Hebamme hatte das Kind auf dem Schoß. Es war ein ganz klarer Tage, Windstille und Sonnenschein, das rechte Taufwetter. Wie wir am Pfarrerteichel sind, wo der betrunkene Pfarrer im Rausch umgekommen ist, da fährt plötzlich ein Sturm daher, daß er uns den Wagen beinahe umgeworfen hätte und der Kutscher die Pferde kaum bändigen kann. Es war, als steige dieser fürchterliche Wind aus dem Wasser auf, er peitscht und heult uns um die Ohren, reißt Kritschka das Tuch fort, in das sie den kleinen Max gewickelt hat, und treibt es in den Wald, wo wir es hernach haben suchen müssen. Dann fegt er den Staub und die Blätter zu einem Wirbel zusammen und macht eine mächtige Säule daraus, die vor uns herwandelt bis zum Schwedenkreuz. Dort sinkt die Säule mit einemmal ins Feld, und der Wind ist so plötzlich weg, wie er begonnen hat."

„Nun und?" fragte Justus vom Fenster her, wo er ganz im Dunkeln stand, daß man von ihm nur den Umriß und das rote Glimmen im Pfeifenrohr sah.

„Nun, wie gesagt, es war ja eigentlich nichts Besonderes, warum soll nicht plötzlich ein Wirbelwind entstehen. Nur die Kritschka hat etwas Besonderes herausgedeutet. Sie hat gemeint, daß ein solcher Sturm aus dem Pfarrerteich immer dann aufsteigt, wenn ein lediges Kind zur Taufe vorüberfährt oder eines, das einmal ein unglücklicher Mensch wird und durch Selbstmord endet. Mich wundert bei alldem nur, daß du dich an all das so gar nicht erinnern kannst." Sie war langsam aufgestanden und trat an Justus heran, aber der war so in den Qualm seiner Pfeife gehüllt, daß Rina auch aus der Nähe seine Züge nicht deutlich ausnehmen konnte und hustend zurückweichen mußte.

„Mein Gott!" lachte er gemütlich, „das darfst du einem schon nicht verdenken, wenn einem nach so viel Jahren und so viel Erlebnissen die eine oder andere Geschichte entfallen ist. Aber jetzt erinnere ich mich schon wieder, ja, das war freilich ein bißchen sonderbar, dieser plötzliche Wind und dann wieder diese plötzliche Stille und wie der Kritschka ihr blaues Umhängtuch davongeflogen ist."

„War es ein blaues?" fragte Rina unsicher.

„Ein blaues! Siehst du, das habe ich mir wieder zufällig gemerkt. Ja — und nun hat die Sabine Angst, daß das Vorzeichen auf ihren Max zutreffen könnte."

„Sie ist außer sich, weil er es so toll treiben soll. Und darum läßt sie dich bitten, daß du es versuchst, den Max im guten zur Vernunft zu bringen. Er verlangt so viel Geld von seinen Eltern, daß Sabine fürchtet, sie könnten darüber zu Bettlern werden. Ich glaube, daß es mit ihrem Geschäft ohnehin nicht zum besten steht, seit der zweite Fleischhauer im Dorf ist."

„Hm!" meinte Justus und schien hinter seiner Rauchwolke in eine ernstliche Erwägung des Falles versunken. „Ich muß sagen, daß mir das alles schon lang im Kopf herumgegangen ist."

„So wirst du ihr also helfen?" fragte Rina rasch.

„Darüber läßt sich ja reden, ob ich mich da hineinmischen soll. Vor allem hab' ich freilich an uns gedacht, denn es geht ja auch uns an."

Das war nun Rina nicht ganz klar, wie sie an dieser Geschichte mit Max außer mit ihren verwandtschaftlichen Besorgnissen noch anders beteiligt sein könnten.

„Es geht uns sogar sehr an," fuhr Justus fort, „was den Max anbelangt, so ist das eigentlich seiner Eltern Sache. Er macht ihnen jetzt nur so Musik, wie sie ihm aufspielen gelernt haben. Aber sag' einmal, hat der Knollmeyer dir eigentlich jemals Rechnung gelegt?"

„Rechnung gelegt?" verwunderte sich Rina; „wenn ich Geld gebraucht habe, so hat er es mir immer gegeben . . ."

„Nun also! Er hat doch während der ganzen Zeit, die ich nicht daheim war, unser Vermögen verwaltet, und es wäre nur in Ordnung gewesen, daß er nach meiner Heimkehr gekommen wäre und gesagt hätte: Lieber Schwager, du bist nun wieder da, so und so stehen die Dinge, so viel ist ausgegeben worden, da sind die Rechnungen darüber, und da ist das, was übriggeblieben ist."

„Hat er das nicht getan?"

„Er hat es nicht getan. Aber es ist nun höchste Zeit, daß er es endlich tut, wenn nicht dieser saubere Max auch das durch die Gurgel jagen und mit Frauenzimmern verludern soll, was uns und unserem Lex gehört. Und nun werde ich mir den Knollmeyer vornehmen und ihn ersuchen, daß er die Sache in Ordnung bringt, ehe es zu spät ist."

Rina konnte nicht genug darüber staunen, daß Justus die Sache von dieser Seite ansah; das wäre dem Justus, wie er früher gewesen war, gewiß niemals eingefallen, sie so anzupacken, und es war schon ein wunderbar warmes Gefühl, zu wissen, daß man unter dem Schutz und in der Fürsorge eines Mannes stand, der für so scharfes Ordnungmachen war. Aber zugleich kamen doch auch wieder Bedenken, ob nicht damit einem Dritten, der ohnehin schwer genug zu tragen hatte, neues Unheil verhängt wurde.

„Du hast dich nicht darum gekümmert," setzte Justus indessen hinzu, „ich mache dir keinen Vorwurf daraus, das ist nicht Weibersache. Aber nun bin ich da, und ich kann nicht zugeben, daß ihr, du und Lex, wegen eines Lumpen verkürzt werdet."

Ja, ja, gewiß war das alles richtig und weltläufig gedacht, dennoch konnte sich Rina nicht enthalten zu sagen: „Ich bitte dich, tu's nicht, laß ihm Zeit, dränge ihn nicht, er wird wohl von selber kommen, wenn es ihm nicht schwer fällt."

„Ich habe keine Lust zu warten," entgegnete Justus hart, „Knollmeyer täte es gewiß auch nicht, wenn ich es wäre, der ihm etwas schuldig ist."

„Es ist ja auch nicht seinetwegen," bat Rina schüchtern, „es ist wegen Sabine. Der Armen geht es schlimm genug, und ich bin gewiß, daß er seinen Zorn wieder nur an ihr auslassen würde. Man darf ihr nicht noch mehr aufladen, sie ist ohnehin am Zusammenbrechen. Und schließlich ist sie ja deine Schwester."

Justus ging mit gewichtigen Schritten durch das Zimmer, dann blieb er vor Rina stehen und legte ihr die Hände auf die Schultern. Seine Stirn entwölkte sich, aus seinen zusammengezogenen Augenbrauen wich die Spannung, in den Tiefen seines dunkeln Blickes tauchte ein freundliches Leuchten auf: „Nun gut," sagte er, „da du für ihn bittest, will ich noch eine Zeitlang Geduld haben und ihn nicht drängen."

Ach, er war doch ein guter Mensch, ein Strom von Herzenswärme ging von ihm aus, in dem all die Fremdheit, von der sich Rina so rätselhaft bedrückt fühlte, sich löste und verschwand. Rina tat etwas, was sie selbst noch vor einer Stunde unmöglich gehalten hätte. Sie neigte sich vor und küßte Justus auf den Mund, zum erstenmal aus eigenem Antrieb und aus einem Verlangen ihrer Seele heraus.

XIV.

Eines Tages kam ein großes Hallo die Dorfstraße entlang. Voran ging die närrische Julei, ihr Lumpenbündel fest im Arm, und hinterdrein zog ein ganzer Haufen von Kindern, johlend, schreiend und mit kleinen Steinchen und Klumpen Straßenkot werfend. Ein paar der Rangen hatten sie am Dorfeingang erblickt, und es war unglaublich, wie rasch sich die wilde Gesellschaft zusammengefunden hatte, um sie mit höhnischem Geschrei

und Zerren an den Röcken zu dem Wutausbruch zu reizen, der der Jugend so unbändiges Vergnügen machte.

Am Pfingstsonntag war die närrische Julei durch den Wald gegangen.

Der Böhmerwald hat Gebiete, in denen Baum und Strauch so wild und unbehütet durcheinander wachsen, daß Tod und Leben sich auf das Innigste verschlingen. Keines Försters und Hegers Hand lichtet das Revier, die Axt des Holzfällers ist hier unbekannt, kein Baum stirbt den Feuertod im Ofen oder wird grausam zersägt, um den Menschen zu dienen. Wo der Baum, vom Alter übermannt und seiner Kraft beraubt, fällt, vermodert er, und aus seinem Leib sprießt grüne, vor Lebenslust übermütige Baumjugend, schlanke Stämmchen, deren schmächtige Kronen zärtlich miteinander flüstern. Kein Weg führt durch die Wildnis des Urwaldes, höchstens schmale Pfade, die das Wild getreten hat und die sich im Sumpfe verlieren, wo die bunten Ringelnattern daheim sind, und die selbst verwundert sind, wenn sie einmal in den breiten Sonnenschein münden, der auf einem Berghang voll Erdbeeren liegt.

Als die närrische Julei auf einen solchen Hang hinaustrat, da sah sie gerade sich gegenüber eine Frau im blauen Mantel aus dem Wald kommen. Ihr Antlitz war von unsäglicher, milder Schönheit, und um ihren Kopf schien das Sonnenlicht zu einer festen Scheibe gediegenen Goldes zusammengeronnen zu sein. Die holde Frau war nicht allein, es war eine ganze Schar von Kindern um sie her, alle in weißen Hemdchen, und alle waren so vergnügt und lustig, daß ihr Lachen und Plaudern sich wie das Zwitschern eines Schwarmes Vögel um die Frau erhob. Es war auch klar, warum die Kinder so fröhlich waren, gewiß hatte der Anblick dieser ganzen Bergwiese, die von roten, reifen Erdbeeren wie übersät war, sie so glücklich gestimmt. Sie zerstreuten sich auch sogleich über den Hang, daß es wie ein Geflatter von weißen Schmetterlingen anzusehen war, und begannen die Erdbeeren abzubrocken und zu essen. Mitten unter ihnen stand die Frau im blauen Mantel und ließ sie gewähren, indem sie ihnen lächelnd zusah.

(Fortsetzung folgt.)

Flammen aus der Erde.

Die ewigen Feuer von Baku.

Mutter Erde! sagt man. Mutter Erde! Und meint damit die unendliche Gebefreudigkeit ihrer Aecker, ihre blühende Fruchtbarkeit. Sie dehnt sich lebensvoll in den Monaten ihrer Hoffnung, blüht zu herrlicher Erfüllung heran, nährt und kleidet uns. Mutter Erde!

Aber wie jäh verwandelt sich ihr Gesicht. Wieviel schreckenserregende Falten und Runzeln durchziehen ihr Antlitz, wie grollt es aus ihren Augen, wie schleudern sie Blitze und Sturmwogen. In ihrem Innern fluten Feuer- und Salzströme, fressen wie Würmer in Eingeweiden, durchbrechen die Körperhülle und vernichten alles Leben in ihrer Nähe. Der Aetna!

Nicht gebändigt sind die tiefen Energien des Erdinnern. Nur ein geringer Teil ihrer Kräfte ist dem Menschen dienstbar gemacht. Zu diesem gehört auch das Erdgas.

An manchen Stellen der Erde kommen aus dem Innern derselben aus Spalten, in vermehrtem Maße aus Bohrlöchern, gasförmige Kohlenwasserstoffe zutage, die oft mit hohen lodernden Flammen brennen (Erdfeuer). Bekannte Vorkommen sind bei Baku, am Kaspischen Meer, bei Pietra mala im Apennin zwischen Bologna und Florenz, bei Wels in Oberösterreich, besonders aber in Nordamerika zunächst den reichlichen Petroleumfeldern. Auch aus Torfmooren entwickeln sich Gase, die aber von geringer Bedeutung sind, und nicht jene Masse aufweisen, wie sie aus dem Erdinnern hervorkommen. Die erdgasproduzierenden Territorien sind von hoher Bedeutung und wenn die Fundorte, an denen das Erdgas in solcher Menge wie in Nordamerika und im Kaukasus auftritt, ebenso über die Erde verbreitet wären wie die der Steinkohlen, dann würde es vermöge seines hohen kalorimetrischen Wertes und der geringen mit seiner Gewinnung verbundenen Unkosten das wichtigste aller Heizmaterialien sein. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das farb- und geruchlose Erdgas ebenso wie das Erdöl ein aus animalischen Stoffen abstammendes primäres Zersetzungsprodukt, aber kein sekundäres, aus dem Erdöle entstandenes. Zu dieser Ansicht berechtigt der Umstand, daß es sich durch seine chemische Zusammensetzung ganz wesentlich von dem auf künstlichem Wege aus Erdöl dargestellten Gase unterscheidet.

In Nordamerika sind die Zentren der Gasgewinnung: Westpennsylvanien und Ohio, im Kaukasus die Halbinsel Apscheron. In beiden Ländern wird das Gas als Heizmaterial benutzt, in Amerika in großartigstem Maßstabe von einer in der Nähe von Pittsburg mächtig entwickelten Eisenindustrie und Glasfabrikation, sowohl bei Glüh-, Schmelz und anderen Oefen, wie zur Heizung der Dampfkessel; auf der Halbinsel Apscheron in der Nähe von Baku (ewige Feuer von Baku), hauptsächlich zum Kalkbrennen. Von besonderem Interesse sind die reichen Gasquellen an der Südspitze des Bakuschen Hafens, die in einer Tiefe von 6 Metern unter dem Meeresspiegel ausströmen und bei ruhiger See sich auf dem Wasser zu einer mächtigen Flamme entzünden lassen. Das Gas steht in seinen unterirdischen Lagerräumen unter einem hohen Drucke, der zwischen 30 und 35 Kilogramm pro Quadratzentimeter beträgt. Die Ergiebigkeit der Quellen ist sehr verschieden und schwankt innerhalb weiter Grenzen, wie z. B. in Pennsylvanien solche mit einer täglichen Ausbeute von 4200 bis 320 000 Kubikmeter erbohrt worden sind.

Das Erdgas von verschiedenen Fundorten ist auch in bezug auf seine chemische Zusammensetzung verschieden. Seine hauptsächlichsten brennbaren Bestandteile sind Kohlenwasserstoffe der Fettkörperreihe, namentlich Methan, ferner Wasserstoff und Kohlenoxyd; zu den unbrennbaren Bestandteilen gehören Sauerstoff, Stickstoff und Kohlensäure.

In den folgenden Zusammenstellungen sind die Resultate von Analysen verzeichnet, die mit kaukasischen und amerikanischen Erdgasen verschiedener Quellen ausgeführt wurden.

I. Kaukasische Erdgase.					
Methan	92,49	93,09	92,24	95,57	95,56
Olefine	4,11	3,26	4,26	—	—
Kohlenoxyd	0,93	2,18	3,50	2,49	4,4
Wasserstoff	0,94	0,98	—	—	—
Stickstoff	2,13	0,49	—	—	—
II. Amerikanische Erdgase.					
Methan	82,41	96,50	60,67	78,24	96,34
Olefine	—	—	6,80	—	—
Kohlenoxyd	—	0,50	Spuren	—	Spuren
Kohlensäure	10,11	—	2,28	—	3,64
Wasserstoff	—	—	22,50	19,56	—
Stickstoff	4,31	—	7,32	—	—
Sauerstoff	0,23	2,0	0,83	2,20	—
Leuchtkohlenwasserstoff	2,94	1,0	—	—	—

Auffallend sind im Vergleiche mit den Zahlen der Analysenresultate von kaukasischen Gasen bei den amerikanischen die großen Unterschiede in der Rubrik für Methan, der große Gehalt an Wasserstoffen bei besonders methanarmen Gasen und das Auftreten von großem Gehalt an Stickstoff und den kaukasischen Erdölen gänzlich abgehender Kohlensäure.

Das Erdgas ist leichter als Luft, sein spezifisches Gewicht schwankt zwischen 0,56 und 0,69, seine Leuchtkraft ist geringer als die des aus Steinkohlen, Holz oder Oel dargestellten Leuchtgases; es ist in gewissen Mischungen mit Luft explosiv, am stärksten in dem Mischungsverhältnisse von 5,5 bis 6 Volumina Luft und 1 Volumen Gas, bei welchem die Explosionskraft der des Knallgases nicht nachsteht.

Nach Versuchen über den relativen Heizwert des Erdgases im Vergleiche mit anderen Heizmaterialien hat es sich herausgestellt, daß es einen um 33½ Prozent größeren kalorischen Wert besitzt als das Steinkohlengas.

Seit wann kennt man Vitamine?

Sehr viele Menschen sind der Ansicht, daß die Kunde von den Vitaminen etwas ganz Neues, vielleicht sogar nur „eine moderne Richtung" sei, und die ewig Skeptischen sagen sogar: „Unsere Großeltern und Eltern haben auch nichts von Vitaminen gewußt, wir sind doch groß und alt geworden." Das ist ein Irrtum! Man hat schon vor unseren Großeltern von dem Vorhandensein der Vitamine Kenntnis gehabt oder — besser gesagt — ihr Fehlen als Gefahr für den menschlichen Körper erkannt.

Ein holländischer Arzt forschte im Jahre 1897 nach der Ursache der Beri-Beri-Krankheit, die schon im Altertum in Ostasien auftrat, und schrieb sie dem Mangel an gewissen Stoffen zu. Der englische Gelehrte Casimir Funk nannte dann später diese lebenswichtigen Stoffe „Vitamine", das heißt „Lebensammoniake".

Aber bereits im Jahre 1788, also vor genau 140 Jahren, gab der englische Arzt Gilbert Blanc ein Buch heraus, in dem er über sehr interessante Entdeckungen auf dem Gebiete der Vitamine und Mineralstoffe berichtet. Er sammelte seine Kenntnisse auf englischen Schiffen in Westindien, deren Besatzungen sehr unter Skorbut zu leiden hatten. Jahrelange Beobachtungen brachten ihn darauf, daß der Keim dieser Krankheit in der Ernährung

zu suchen war. In damaliger Zeit, als es auf den Schiffen noch keine Kühlanlagen gab, bestand die Ernährung während langer Fahrten nur aus Brot, gekochten Kartoffeln, Pökelfleisch und eventuell getrocknetem Obst und Gemüse, das auch in gekochtem Zustande dem Körper zugeführt wurde. Frische, rohe Kost fehlte. Blanc erkannte die Notwendigkeit der „besonderen Kräfte" in den frischen „Vegetabilien", wie er die Vitamine nannte, für die Erhaltung des Körpers und ihre Zerstörung durch zu langes Kochen oder Abbrühen vor dem Kochen. Er unterschied vitaminreiche und vitaminarme Nahrungsmittel, bevorzugte Pflanzenkost und warnte vor übermäßigem Fleischgenuß.

All diese Dinge, deren Beachtung uns die Nöte der Kriegsjahre lehrten, hat dieser hervorragende Arzt bereits vor 140 Jahren erkannt. Die moderne Wissenschaft beschäftigt sich heute mit der Frage, wie diesen Schäden zu begegnen ist. Wir ersehen daraus, daß hauptsächlich Konservennahrung vermieden werden muß, weil sie in gewisser Hinsicht der Schiffskost ähnelt. Es ist jedenfalls interessant, daß die Beobachtungen vor 140 Jahren heute noch immer aktuell sind.

Die Freiheit beklagt sich.

Die Freiheit hat sich den Fuß verrenkt, singt Heine schon . . . Man kann es ihr wirklich nie recht machen. Jetzt neuerdings paßt es dem Freiheitsgirl nicht mehr. Menschenalter hindurch hat sie am Hafen von Neuyork ihr Freiheitssymbol, die flammende Fackel, leuchten lassen ohne Widerspruch. Jetzt macht sie sich lustig über die Welt.

Prohibition, das ist allbekannt, und darüber regt sie sich gar nicht mehr auf. Gewiß bekommt man in den großen Städten heimlich Alkohol. Aber man gibt ein großes Geld hin und büßt so vieles ein. Die Schmuggler erdenken sich die furchtbarsten Mischungen, man riskiert ein jedesmal Erblindung, Wahnsinn, den Tod. Verbot, Rauchverbot für Zigarren. Es ist schon so weit gekommen in gewissen Staaten der Union. Wer mit einer Zigarre angetroffen wird, ist zu verhaften. Warum, fragt sich die Freiheit. — Verbot im Staate Illinois. Heirat in Illinois nur mit vorhergehender Erlaubnis des Mediziners. — Man lernt eine hübsche, elegante, vornehme Dame in Illinois kennen; wenn der Mann zu freundlich, gar zuvorkommend ist, sagt die Holde Valet und schlägt die nächste Richtung zum nächsten Policemann ein. Verbot, Kavalier zu sein! Oder gar im Hotel den Besuch einer Dame empfangen? — Choking! Verboten. In den Hallen und Korridoren wandelt eine neue zur Statue erstarrte Uniformierte. Die bewacht die guten Sitten, und es geschieht nichts. Im Restaurant, im Dancing, überhaupt in der Oeffentlichkeit wird jede deiner Bewegungen ängstlich beobachtet, jede Geste gedeutet, notiert, verbessert.

Es gibt in Neuyork ein berühmtes Montmartre-Lokal in der vierzigsten Straße. Polizisten thronen unter dem Publikum. Keine Reklameschilder, sondern polizeiliche menschenfreundliche Verordnungen prangen an den Wänden. Es wird gebeten, seine Tanzpartnerin in bestimmter Entfernung von sich zu halten.

Seltsame Raubtiere.

Nach den Resultaten jüngster Forschung gibt es in Afrika zwei Raubtierarten, deren Lebensweise sich durchaus von der gewöhnlicher Raubtiere unterscheidet. Spezifische Vertreter dieser Kathegorie sind der Erdwolf und der Ohrhund. Der Erdwolf zählt zu der Familie der Hyänen, ist aber ein ausgesprochener Insektenfresser, dessen Nahrung in der Hauptsache aus Termiten besteht. Auch der Ohrhund, der mit den sonst raublustigen wilden Hunden verwandt ist, vertilgt ausschließlich Insekten und macht sich besonders durch die massenhafte Verschlingung von Termiten nützlich. Seine Nahrung besteht hauptsächlich aus Heuschrecken und Ameisen und dazwischen mal aus einer Maus. Der Ohrhund weist so wenig Raubtierinstinkte auf, daß er sogar mit dem Federvieh gut auskommt.

Es ist sicher, daß die beiden Tierarten ursprünglich der Kathegorie der echten Raubtiere angehörten, unbekannt jedoch, aus welchem Grunde sie die Art ihrer Ernährung gewechselt haben. Diese Veränderung der Lebensweise hat eine völlige Umgestaltung der Beißwerkzeuge bewirkt. Die Zahl der Zähne hat sich beim Erdwolf verkleinert, sie beträgt nur noch 16 oder höchstens 20, das Gebiß hat seine ursprüngliche Stärke eingebüßt und ist zum Zerreißen irgendeines großen Beutestückes ganz ungeeignet. Dagegen weist der Ohrhund eine vergrößerte Zahnreihe auf, 46 bis 48 Zähne, und stellt damit einen seltenen Ausnahmefall in der Klasse der Säugetiere dar.

Ein tüchtiger Polizeipräsident.

Amerika ist von jeher das Land gewesen, in dem auf fachmännische Ausbildung geringster Wert gelegt wurde. Cowboys werden Politiker, Redakteure zu Generalen; im Weltkriege kommandierten Bankiers Torpedoboote, und Rechtsanwälte exerzierten die Rekruten. So nimmt es uns auch jetzt nicht wunder, daß zum Polizeipräsidenten von Neuyork Mr. Grover A. Whalen ernannt worden ist, der general manager des Riesenwarenhauses Wanamaker. Sein Vorgänger Joseph Warren, der lange Zeit für allmächtig galt, ist nun endlich über den Fall Rothstein gestürzt, der vor einigen Wochen ganz Neuyork in Aufregung versetzt hat. Rothstein, bekannter Bootlegger, Spieler und Rauschgifthändler, war von Konkurrenten erschossen worden; es gelang der Polizei jedoch nicht, einen einzigen Täter zu fassen, obwohl eine ganze Reihe von Zeugen namhaft gemacht werden konnte. Darob großer Sturm in der Presse, die Warren allerhand dunkle Beziehungen vorwarf. Warren dachte jedoch nicht daran, zu gehen, bis schließlich Bürgermeister Walker selber eingriff und den hartnäckigen Polizeichef zum Rücktritt veranlaßte.

Nun begann ein eifriges Suchen nach einem geeigneten Nachfolger, bis man schließlich auf Grower Whalen verfiel. Dieser hatte die einflußreiche und gut bezahlte Stellung des Oberleiters der Warenhäuser Wanamaker inne und zeigte anfangs recht wenig Lust, in Zukunft statt 100 000 Dollar Gehalt nur 10 000 Dollar für die Stelle des Polizeipräsidenten zu beziehen. Auch die Firma Wanamaker war nicht sehr entzückt, den ausgezeichneten Kaufmann und hervorragenden Organisator Whalen zu verlieren, aber schließlich siegte bei Firma und Direktor das Pflichtgefühl des Staatsbürgers. Man einigte sich darauf, daß Grover Whalen nunmehr in Zukunft im Hauptberuf Polizeichef, im Nebenamt aber weiter Warenhausdirektor bleiben werde.

Whalen wurde vereidigt, und schon wenige Stunden danach begann eine furchtbare Säuberungsaktion im Polizeipräsidium. Der Chef der Kriminalpolizei, Inspektor Valentine von der Spezialabteilung und noch fünf andere hohe Beamte wurden „gefeuert", eine ganze Anzahl Inspektoren und Offiziere versetzt. Dann begann das Reinemachen bei den unteren Beamten. Wie weiland Harun al Raschid ging der neue Polizeigewaltige in Zivilkleidung durch die dunklen Straßen der Stadt, und gar mancher Policeman soll schon in dieser Nacht recht unangenehme Erfahrungen gemacht haben.

Aus aller Welt.

Am Ende des Jahres pflegen wir Menschen Rückschau zu halten auf die Zeit, die hinter uns liegt. Wir tun dies unter dem Gesichtspunkt der Selbstprüfung, die wir uns besonders schuldig sind an der Schwelle des neuen Jahres. Die meisten fassen hierbei neue Vorsätze und halten Ausblick auf die Zukunft. Ein Kapitel, mit dem sich dabei jeder Gebildete beschäftigt, stellt das Geistesleben dar, dem das Hauptaugenmerk geschenkt werden muß, wenn man in unserer schnellebigen Zeit seinen Mitmenschen gegenüber nicht ins Hintertreffen geraten will. Man sucht nach einem zuverlässigen Führer, von dem man über alles, was auf dem Gebiete der Literatur, Kunst, Technik usw. vor sich geht, wirklich einwandfrei und bestens unterrichtet wird. Diesen Führer finden wir in „Westermanns Monatshefte", der ältesten und schön illustrierten deutschen Monatsschrift. Wenn man das Januarheft dieser seit mehr als zwei Menschenaltern bestehenden Zeitschrift liest und beschaut, hat man so recht den Beweis dafür, daß „Westermanns Monatshefte" in ihrem künstlerischen und literarischen Wert einzigartig sind. Es ist recht schwierig, bei der Reichhaltigkeit und dem hohen Wert der Beiträge ein kurz zusammenfassendes Bild über das soeben erschienene Januarheft von „Westermanns Monatsheften" zu geben. Im Zusammenhang mit den gegenwärtig im Reichstag zur Verhandlung stehenden Fragen über die Ehereform gewinnt der sehr fein geschriebene Aufsatz von Hedwig von Soyters über das Thema „Die Wahl — ein Ehekapitel" ganz besondere Bedeutung. Julie Wolfthorn erzählt zu ihren vier Kunstbildern „Moderne Frauentypen" recht interessant und lehrreich über die Entstehung eines Porträts. Der bekannte Professor Dr. Max J. Wolff beschäftigt sich in seinem fünfseitigen Beitrag sehr eingehend mit dem Problem: Geburtenausfall und Bevölkerungsrückgang, eine Frage, die uns alle angeht. Sehr zeitgemäß ist auch der Aufsatz von Karl Oppenheim über „Das Problem des Fernsehens". Es würde zu weit führen, hier noch mehr Beiträge zu nennen und die Kunstbilder bedeutender Maler zu besprechen. Wir sind aber der Auffassung, daß Westermanns Monatshefte bei der Aufmachung und dem großen Mitarbeiterstab von Ruf immer mehr und mehr Freunde gewinnen werden, zum Nutzen jedes einzelnen, zum Nutzen des deutschen Volkes. Der Verlag hat durch den Preis von 2 M. je Heft den Zeitverhältnissen Rechnung getragen, so daß es jedem nicht schwer fallen wird, diese Zeitschrift, die übrigens jede Buchhandlung liefert, zu beziehen. Probehefte versendet der Verlag in Braunschweig gern kostenlos.

Die Lauchstädter Festspiele 1929 werden ausschließlich dem Dichter Gotthold Ephraim Lessing gewidmet sein, dessen 200. Geburtstag in das Jahr 1929 fällt. Es sollen lediglich Lessingsche Dramen zur Aufführung kommen.

Fröhliche Ecke.

Limit. Franz Beier, ein Dresdener Textilgroßhändler, der nie einen Posten Ware kaufen kann, ohne den Preis zu drücken und zu limitieren, fuhr dieses Jahr mit seiner Frau nach Bayern. In Innsbruck steht er vor dem Bahnhof. Tritt zum Schalter: „Wann fährt der Zug nach Mittenwald?" — „Neun Uhr vierzig," antwortet der Beamte. — „Sagen Sie neun Uhr dreißig — und ich nehme ihn."

Der große Arzt. Arzt: „Ich erkenne jede Krankheit aus den Augen; so sagt mir Ihr rechtes Auge, daß Sie herzkrank sind." — Patient: „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, das rechte Auge ist ein Glasauge."